Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 11

Artikel: Falconara
Autor: Wagenseil, Hans B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667786

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meeresstrand.

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Theodor Storm.

Falconara.

Skizze von Hans B. Wagenseil.

Die kleine Halbinsel sprang vor ins Mittelmeer. Wie auf der Landkarte eingezeichnet, glich sie einem Finger, der in die See hinausdeutet, einem flachen Landfinger, einem Vorsprung ohne besondere Merkmale. In steilen Stufungen stieg sie senkrecht aus dem Wasser, felsig, mit Oliven und Steinpinien bestanden, von gewundenen Felspfaden durchlaufen, ein wilder, einsamer, kleiner Landstreifen, mit ein oder zwei Dörfern drunten an der Küste auf die Felsklippe angeklebt und droben auf seiner Höhe einem Leuchtturm, der seinen nächtlichen Strahlenkegel über die umgebenden Wasser irren ließ. Seltsam genug für Italien, sie war unangetastet geblieben von den Fremden; sie hatte sich unberührt das bodenständige Fischer- und Bauernleben bewahrt. Solche Flecke entgehen manchmal dem Ansturm. Die Halbinsel von Falconara war ihm entgangen. Das Leben spielte sich weiter dort ab in Formen der Landwirtschaft, der Religion, des Aberglaubens, der Gewalttätigkeit und ursprünglichen Gesittung ganz wie im Mittelalter und der Renaissance. Nichts wies auf das zwanzigste Jahrhundert hin, ausgenommen das Grammophon im Dorfkaffee und das Puff-Puff eines Motorboots draußen in der Bai.

Der junge Mann, Daniel, der Deutsche, weilte dort, weil er hier etwas fand, das ihn anzog als Gegensatz zu seinem Selbst. Er war blaß, zart und nervenleidend, wohingegen alles in Falconara sonnverbrannt, kräftig und gesund war. Er, der in Berlin all derlei verachtet hatte, unterwarf sich ihm hier mit der Inbrunst eines sich geißelnden Mönches. Er, der Intellektuelle, fand an den Gesprächen der Fischerjungen ein Gefallen, das er an den Unterhaltungen mit seinen Freunden nie gefunden hatte. Er lag mit ihnen auf den Felsen in der Sonne herum. Zur Linken sah man im Wasser, das durchsichtiger und grünlicher wurde, eine Reihe von Klippen, und auf einer von ihnen, die höher war als die anderen, zerschellte wieder und immer wieder eine Welle und spritzte eine kleine Tropfensäule empor, die als ein Sprühschauer wieder niederfiel. Man vernahm das Platschen des Wassers und das Klatschen der niederfallenden Tropfen; dazu ein zischendes und einlullendes Rauschen; so rollten und tollten die Wellen und schlugen klatschend auf die Felsen — wie wilde Tiere, denen unumschränkte Freiheit gelassen war, zu springen und zu purzeln und Mutwillen zu treiben bis in alle Ewigkeit. Daniel sprach nicht viel: er hörte zu. Sie kümmerten sich nicht um ihn; sie ließen ihn gelten. Er war jetzt sechs Monate unter ihnen, und auf ihre lässige Art hatten sie sich an ihn gewöhnt. Sie beachteten ihn eigentlich recht wenig, außer wenn sie sich einmal für zehn Minuten an ihn wandten, um gutmütig über seine Unvollkommenheiten zu spotten: Er konnte schwimmen — aber nicht wie sie, die wie Fische im Wasser waren. Seine Haut war sonnverbrannt —, aber nicht wie die ihre, deren Leiber kupfernen Statuen glichen. Er konnte Italienisch sprechen, beherrschte aber nicht ganz ihren Dialekt. Manchmal mißverstand er, was sie sagten, und dann barsten sie vor Lachen. Trotz aller seiner Bemühungen, so zu sein wie sie, blieb er der Fremde, der Ausländer. Sie bewahrten ein Gefühl für den Unterschied in ihm, das wurmte ihn. Er wollte ein Fischerjunge von Falconara sein wie sie, aber wenn sie ihn jetzt auch Daniele nannten (Gott sei Dank hatte er einen Namen, der sich leicht ins Italienische übertragen ließ), war er keiner der Ihren und konnte es nie sein, denn sie waren alle miteinander aufgewachsen, und sechs Monate zählten nicht im Vergleich zu zwanzig Jahren. Aber nach

den gefühls- und verstandesmäßigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, wünschte er sich leidenschaftlich, dem Selbst zu entrinnen, als das er geboren worden war; er wollte Daniel in Daniele wandeln für immer; er wollte Daniel abtun, der elegant über den Kurfürstendamm stolzierte.

Manchmal dachte er daran, sich das Heimatrecht durch die Heirat mit Amata zu verschaffen. Amata war die Ortsschönheit; es galt für guten Ton unter den jungen Leuten, in Amata verliebt zu sein. Jeden Abend, wenn sie über die Piazza schlenderten, brachten sie ihre Komplimente vor, während sie mit verschränkten Armen unter der Tür des kleinen Obstladens ihrer Mutter stand, um frische Luft zu schöpfen. Die jungen Leute drängten sich um sie wie Wespen um eine Frucht, — kein Wunder, war sie doch lockend wie ein Pfirsich, wie sie so dastand, den mit Purpurpapier ausgeschlagenen Laden hinter sich, unter der Hängelampe Feigen, Melonen, Granatäpfel und Tomaten auf den Borden glühend. Aber sie war spröde, die junge Schöne. Sie duldete Anbetung, ließ sich aber nicht nahe kommen. Sie begegnete den Werbungen der jungen Männer mit einer Anmaßung, größer als deren eigene. Amata den Hof zu machen war ein fröhlicher Brauch, ein Scherz fast, der keine Herzen brach, eine Nachtisch-Unterhaltung, bis für die Fischer die Stunde schlug, die Segel ihrer Boote drunten im dunkelgrünen Hafen zu hissen und man die Piazza den Frauen und Kindern überließ. Dann wandte sich Amata zurück in den Laden und spannte für die Nacht Musselingewebe über die Früchte.

Daniel zweifelte nicht, daß er Amata für sich gewinnen könne, wenn er es versuchte. Es wäre eine große Sache für Amata, einen reichen Signorino aus Deutschland zu heiraten. Deutschland! Wohl nie mehr würde er dorthin zurückkehren. Seine Neurasthenie hatte eine Zuflucht in dieser warmen, unverdorbenen Sinnlichkeit des Südens gefunden. Er war nicht in Amata verliebt, aber er war gerne im Bereich ihrer warmen, animalischen Ausstrahlung. Der Gedanke daran umfing ihn wie mit weichen Armen; er heilte ihn und wiegte und schläferte ihn ein. Er würde die intellektuellen Frauen vergessen, die er so kühlen Kopfes geliebt hatte; er würde die verspielten, trügerischen Erlebnisse vergessen, bei denen er Lust gesucht hatte statt Ziel. Je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm der Gedanke, Amata zu heiraten.

Aber noch nicht gleich. Amata wußte nichts von seinen Plänen. Wenn er auch allabendlich mit den andern jungen Männern zu dem Obstladen gezogen kam, so blieb doch einzig Daniel schweigsam, machte ihr keinerlei Komplimente. Er begnügte sich damit, sie anzusehen — mit langen, tiefen Blicken, so als tränke er ihre Schönheit, und wolle sie an sich ziehen. Weil sie ihn manchmal mit einem Blick streifte, während sie Scherz und Gegenrede mit den jungen Leuten tauschte, fing er an, sich einzubilden, daß ein Einvernehmen zwischen ihnen bestehe.

Allerdings, man sprach davon, Amata sei Tito Calvi zugehörig, der nach Amerika gegangen war. Man erzählte sich, eines Tages würde Tito, nachdem er in Amerika sein Glück gemacht hatte, zurückkommen und Amata mit sich nach New York nehmen. Aber Daniel schien es unvorstellbar, daß Amata New York Falconara vorziehen solle. Es ärgerte ihn, wenn er die jungen Leute Tito beneiden hörte, der sich von Falconara losgerissen hatte, um die weite Welt zu sehen. In Daniels Augen gaben sie mit derlei Äußerungen ihr Geburtsrecht preis, — das angeborene Recht auf das warme, tierhafte Dasein in Falconara. Er konnte sich nicht vorstellen, daß irgendwer das ererbte Recht auf Falconara vertauschen wollen könnte gegen alle Scheußlichkeiten einer modernen Großstadt. Er mußte sich Amatas versichern, bevor Tito heimkam. Er würde sich Amata eröffnen am Tage, an dem Titos Brief eintraf, der seine Heimkunft meldete. Das war der Tag, den er sich vorsetzte, und er fand einstweilen einen gewissen Genuß in der Verzögerung.

Der Sommer war lang und heiß; Tag folgte auf Tag, glitzernde See und ein makelloser Himmel über dem Rauchgrau der Olivenbäume. Die Halbinsel lag da und buk in der Sonne, während die Eidechsen über ihre Steine huschten und das Meer träge an ihre kleinen Buchten schlug. Ein Sommer wie dieser ließ an Jahrhunderte gleicher vergangener Sommer denken; eine idyllische, ewigwährende Welt. Die Ruhe wurde nur dann und wann von einem Ausbruch in der Natur unterbrochen: einem Gewitter, das seinen Regen gegen die Fenster der kleinen Behausungen klatschte, Lichtspeere ins schwarze Wasser schleuderte und an den Booten im Hafen zerrte in einer Nacht, in der auch der kühnste Fischer

nicht daran dachte, den Anker zu lichten. Das waren Nächte voll von Wind und Zerstörung; die Bäume schlugen wild um sich im Sturm und beugten sich, und ihre Blätter wirbelten nieder, bis der Rasen mit ihnen bedeckt war und sie gehäuft in den Rinnsteinen lagen und die Dachtraufen verstopften und die regennassen Wege überstreuten. Oder durch ein Erdbeben, wobei das Meer sich bäumte und brandete, und die Schläfer ihre Betten verließen und hinausgingen, worauf man auf der Piazza herumstand und sich die Zeit vertrieb mit mitternächtlichen Erzählungen von den Verheerungen durch Erdbeben in Zeiten der Väter. Daniel liebte solche Ereignisse. Sie gemahnten ihn an den gewaltsamen Hintergrund des sanften italienischen Lebens. Von solchen Stürmen, überlegte er, würde auch sein Leben mit Amata befeuert werden. Kein zames und selbstzufriedenes Behagen wäre ihr Los. Mit Amata, dachte er, würde er wechselweise die heißen sonnigen Tage und die Mahnungen eines gefahrvollen Lebens kosten.

Er fuhr zusammen mit den Fischern hinaus auf See. Bis jetzt erlaubten sie ihm nicht, an der nächtlichen Arbeit teilzunehmen, außer daß sie ihm als reinem Zuschauer einen Sitz gewährten. Er saß zufrieden im Bug, gewiß, daß der Tag kommen müsse, da auch er sein Gewicht ins Netztau werfen würde. In Erwartung dieses Tages beschied er sich: er konnte warten.

Der Mond stand voll am Firmament und warf ein breites silbernes Band über die dunkel geriefelte See. Der schwarze Himmel zu Häupten war dicht mit Sternen besät. Die Klippen stiegen steil aus dem Wasser, mit Pinien auf ihrer Scheitellinie gekrönt. Unten, der Riffküste entlang, fuhr lautlos die kleine Fischerflotte, schaukelnd im tiefen Schlagschatten. Da Daniels Boot ein wenig weiter draußen lag, konnte er das Treiben der Männer in den anderen Booten beobachten, die dunklen Gestalten in der tiefen Dunkelheit der tintigen Buchten, zwischen dem ragenden, zerfurchten Aufbau der Klippen. Erregt und ungeduldig, die Bootseiten fest mit beiden Händen umklammert, wartete er auf den Augenblick, wann sie die Fackeln ansteckten. Das Licht der Fackeln flackerte eines nach dem andern in den Booten; brannte dann hell auf und warf rotes Licht wie eine Pfütze Blutes auf die dunklen Wasser. Masten, Rahen und Menschenleiber wurden zum schwarzen Relief. Und, am phantastischsten von allem, auf dem Steilhang der Klippe erschienen die gigantischen Schatten von Booten und Menschen, nicht verzerrt, aber von heroischen Ausmaßen; der Schatten von neun Fuß hohen Männern, ein Fries, ein Wandgemälde, sich beugend und aufrichtend mit der klassischen Gebärde, wenn man ein Netz aus dem Meere in ein Boot zieht. Die beklemmende Phantastik und Schönheit dieser Szene erfüllte Daniel jede Nacht erneut mit Begeisterung wie ein wiederkehrender Glücksstrom. Und in einer jener Julinächte stand sein Entschluß fest: er würde für immer in dieser altertümlichen, tiefen Daseinsform aufgehen. Ihre Schönheit und ihr Heidentum befriedigte ihn.

Die Boote kehrten im Morgengrauen heim. Daniel hatte in Falconara den Sonnenaufgang oft auf See gesehen, aber diesen Morgen fühlte er sich dem Weinen nahe vor Ergriffenheit. Ein neuer Tag brach an, zartblau und blinkend in der frühen Sonne. Eine sanfte Brise füllte die Segel; irgend jemand sang, die Hand auf der Ruderpinne; silberne Fische lagen in Haufen auf dem Boden des Bootes; das Meer, kaum atmend, war mit Bändern tieferen Blaus gestreift. Das Dorf schlief noch, als die Boote still in den Hafen einliefen.

Am Mittag kam das kleine Dampfschiff an, geschäftig und wichtigtuerisch, es brachte Bauern und ein oder zwei Touristen mit. Daniel, der mit den andern jungen Männern halb eingeschlafen auf dem warmen Gemäuer der Brustwehr lag, rollte sich auf die Seite, um zuzusehen. Er war von tiefer Zufriedenheit erfüllt. Aber Luigi, der neben ihm lag, setzte sich plötzlich auf. „Per Dio!" rief er aus, „wenn das nicht Tito ist...!"

Es war Tito; Tito kehrte unangemeldet aus Amerika zurück. Die Dorfjugend war in einer Minute um ihn, man rief die anderen herbei, sie sollten kommen und Tito sehen, der sie so überrascht hatte. Die ganze Piazza widerhallte von geschrieenen Namen. Tito stand selbstzufrieden in der Mitte. Aber er war fürchterlich — fürchterlich! Daniel sah das mit einem Blick. Er war nichts als ein gewöhnlicher kleiner Mann in einem grellen Anzug und mit einem perlgrauen steifen Hut; er trug Ringe und eine Uhrkette und spitze amerikanische Schuhe. Daniel, dessen Herz im ersten Augenblick stillgestanden war, lachte bei der Vorstellung, wie dieser kleine amerikanisierte Zwitter Amata den Hof machte. Je bälder Tito zurückkehrte nach Amerika, desto bes-

ser... Daniel wurde vollständig in der Aufregung über Titos Ankunft vergessen...

Am Spätnachmittag, nach der Siesta, ging Daniel auf den Obstladen zu. Er fand Amata mit ihren Eltern und Tito drinnen sitzen, alle im emsigen Gespräch. Sie brachen ab, als er hereinkam, und schauten ihn erwartungsvoll an, so als sei er gekommen, um eine Orange zu kaufen und würde dann wieder gehen, damit sie ihre Unterhaltung fortsetzen könnten. Betroffen von ihren höflich fragenden Blicken, blieb er töricht still und schaute sie an. Eine Familiengruppe? Tito schien recht daheim zu sein; er war in Hemdärmeln, sein grauer Hut lag neben den Feigen. Und an Amatas Finger steckte ein breiter und unglaubwürdig gewöhnlicher Ring. Irgend jemand mußte jetzt sprechen; Amatas Mutter übernahm das: sie stellte Tito Daniel als ihren zukünftigen Schwiegersohn vor. Tito erhob sich und schüttelte ihm weltgewandt die Hand. „Sehr angenehm", sagte er. „Wir sprechen eben davon, wie bald ich Amata aus diesem gottverlassenen Nest herausholen und da hinbringen kann, wo sie hingehört. Dieses Europa wird einem ein bißchen zu eng, wenn man die Welt kennt. Aber unser Dampfer nach New York fährt schon am Sechzehnten." Er war selbstherrlich und unerträglich!

„Amata!" sagte Daniel, „Sie können doch unmöglich nach New York gehen wollen, Sie wollen doch nicht Falconara verlassen?"

„Nicht von Falconara weg wollen?" sagte Amata in größtem Erstaunen. „Aber natürlich will ich weg, — wer wollte das nicht? Hier lebt man nicht. New York ist herrlich; Tito hat uns davon erzählt. Dort ist jedermann reich; man ißt dreimal am Tage Fleisch. Tito lebt in einem prächtigen Hotel: er ist dort Direktor. Jedes Zimmer hat ein Bad und in der Halle spielt ständig eine Kapelle. Es ist immer voller Menschen, ein Kommen und Gehen, Millionäre und Filmstars, alle reich, alle berühmt. Einen Aufzug gibt es dort, der zwanzig Stockwerke hochfährt, und prächtige Ausstattung im ägyptischen Stil. Und alles ist vergoldet. Ich bin so stolz auf Tito, Signorino, der mich aus diesem armseligen Winkel wegführt und mir ein so kostbares Heim schafft." Sie überließ Tito ihre Hand, der sie wohlgefällig tätschelte, während die Eltern zusahen und sich vor Stolz blähten.

Daniel sah die Schatten auf dem Riff tanzen; er sah die Wellen am Ufer zerschellen; er hörte das Wasser in den Felsspalten gurgeln; er sah die Netze hochkommen voll Silberfische; er sah den Himmel durch die Zweige der Mandelbäume schimmern; und fortstürzend von dem Obstladen stolperte er allein hinaus in die Sonne —.

Wenn überm Meer.

Wenn überm Meer das Frührot brennt
Und alle Küsten rauchen,
Wie lieb ich dann, ins Element
Befreit hinabzutauchen!

Tiefpurpurn schwillt um mich die Flut
Und zittert, Well an Welle;
Mir deucht, ich bad' in Drachenblut
Wie Siegfried einst, der schnelle.

Mein Herz wird fest, und wie es lauscht,
Von junger Kraft durchdrungen,
Versteht's, was Wind und Woge rauscht,
Und aller Vögel Zungen.

Geibel.

Krokodile.

Von A. Ritter von der Osten.

Was der Leopard auf dem Lande, das ist das Krokodil im Wasser. Während jener es jedoch in der Hauptsache auf Kleinvieh und Geflügel abgesehen hat, verschmäht dieses den Menschen wohl nur in den seltensten Fällen. Groß und sprichwörtlich ist die Gefräßigkeit dieser Saurier und enorm die Gefahr für die, die auf oder am Wasser dieser Echse ihr Dasein zu führen gezwungen sind.

Die mit den Wellen ringenden Insassen eines soeben gekenterten Bootes, erschöpfte, nach Wasser lechzende Träger, die in den kühlen Fluten eines ruhig dahinziehenden Stromes Labung suchen, sie alle werden ein Opfer des im Hinterhalt auf der Lauer liegenden Krokodils. Hat dieses eine Beute erspäht, so taucht es spurlos unter, um näher heran wieder geräuschlos aufzutauchen, zu beobachten und wieder zu verschwin-